



# Ein Spiel und ein Zeitvertreib

Roman

JAMES  
SALTER



James Salter

*Ein Spiel und  
ein Zeitvertreib*

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Beatrice Howeg



Berliner Taschenbuch Verlag

# 1

September. Es ist, als wollten diese strahlenden Tage nie enden. Die Stadt, die im August fast leer war, belebt sich jetzt wieder. Sie füllt sich. Die Restaurants, die Läden öffnen die Türen. Die Menschen kommen vom Lande zurück, vom Meer, von Fahrten auf verstopften Straßen. Im Bahnhof herrscht großes Gedränge. Da sind Kinder, Hunde, Familien mit alten Koffern, die von Stricken zusammengehalten werden. Ich bahne mir einen Weg hindurch. Es ist wie in einem Tunnel. Schließlich trete ich hinaus in die blendende Helligkeit des *quai*, über mir ein Dach aus Glaspaneelen, welches das Licht noch zu verstärken scheint.

Zu beiden Seiten zieht sich die lange Linie der Waggons dahin, dunkelgrün, die Farbe so alt, daß sie Blasen wirft. Ich gehe an ihnen entlang und lese die Nummern ab, erste und zweite Klasse. Es macht Spaß, all die kleinen Schilder mit den aufgeprägten Zahlen zu sehen. Es ist, als zählte man Geld. Für mich hat es etwas Luxuriöses, mich in die Hände jener zu begeben, die diese großen, schlafwandlerischen Züge kontrollieren. Durch das klare Fensterglas blicken Menschen heraus, leer und still wie Invaliden. Es ist nicht einfach, ein freies Abteil zu finden, überall sitzen schon Leute. Mein Gepäck wird schwer. Auf halbem Weg den Bahnsteig hinunter steige ich ein, gehe den Gang entlang und schiebe schließlich eine Tür auf. Niemand sieht auch nur auf. Ich hebe mein Gepäck in die Ablage und lasse mich auf einem Platz nieder. Stille. Es ist, als säßen wir im Wartezimmer eines Arztes. Ich blicke um

mich. An den Wänden hängen Tourismusfotos, Landschaften aus der Bretagne, der Provence. Mir gegenüber sitzt ein Mädchen mit Muttermalen an den Beinen, die die Farbe von Trauben haben. Mein Auge kehrt immer wieder zu ihnen zurück. Sie haben die Form der Kanalinseln.

Endlich setzen wir uns mit einem leisen Grunzen in Bewegung. Man hört das Ächzen des Metalls, das scharfe Zuschlagen von Türen. Ein angenehmes Ruckeln über den Weichen. Der Himmel ist bleich. Ein Franzose schläft in der Ecke, blaue Jacke, blaue Hose. Die Blautöne passen nicht zueinander. Hose und Jacke müssen von unterschiedlichen Anzügen stammen. Er trägt perlgraue Socken.

Bald schießen wir durch eine Gasse des Aufbruchs, die Häuser der Vorstadt zucken vorbei, gewöhnliche Straßen, Wohnungen, Gärten, Mauern. Das geheime Leben Frankreichs, in das man nie hineinkommt, das Leben von Fotoalben, Onkeln, Namen von Hunden, die gestorben sind. Und nach zehn Minuten liegt Paris hinter uns. Der Horizont aus sich zusammendrängenden Gebäuden verschwindet. Schon jetzt fühle ich mich frei.

Das grüne, bourgeoise Frankreich. Wir fahren mit enormer Geschwindigkeit. Wir überqueren Brücken mit einem abrupten trommelnden Stampfen. Das Land öffnet sich. Wir sind auf dem Weg in kleine Städte, in die niemand fährt. Weite weizenfarbene Strecken wechseln mit grünem flachem Land, still und fruchtbar. Die Bauernhäuser sind aus Stein. Die Weisheit von Generationen besagt, daß Land der einzige wahre Reichtum ist, ein Wissen, das sich nie selbst in Frage stellt, das sich nicht zu ändern braucht. Offenes Land, flach wie Sportplätze. Ein paar Baumgruppen.

Sie hat auch auf dem Gesicht Leberflecken, und ein Finger ist verbunden. Ich versuche mir vorzustellen, wo sie arbeitet – in einer *pâtisserie*, beschließe ich. Ja, ich kann

sie hinter Glasvitrinen mit Gebäck stehen sehen. Ja. Das wird es sein. Ihre Schuhe sind schwarz, ein wenig staubig. Und sehr spitz. Die Spitzen sind absurd. Billige Ringe an beiden Händen. Sie trägt einen schwarzen Pullover, einen schwarzen Rock. Sie ist dicklich. Mit zusammengezogenen Brauen liest sie die Liebesgeschichten im *Echo Mode*. Wir scheinen noch schneller zu werden.

Wir fliegen durch die Kleinstädte. Cesson, ein farbloser Bahnhof mit einer alten Uhr. Flüsse mit Schleppkähnen. Wir donnern durch einen Bahnhof, die Leute auf dem *quai* stehen still wie Kühe. Tunnel jetzt, die auf die Ohren drücken. Es ist, als mischte jemand ein riesiges Kartenspiel aus Bildern. Gleich kommt ein Zaubertrick. Ruhe, bitte. Sogar der Zug wird ein wenig langsamer, als gehorchte er. Das Mädchen mir gegenüber ist eingeschlafen. Sie hat einen schmalen Mund, die Winkel sind herabgezogen vom Gewicht eines bitteren Wissens. Ihr Gesicht ist der Sonne zugewandt. Sie röhrt sich ein wenig. Ihre Hand rutscht herunter, legt sich auf ihren Bauch, ein Bild wie von Rubens. Jetzt öffnen sich plötzlich ihre Augen wieder. Sie sieht mich an. Dann guckt sie weg, aus dem Fenster. Nun hat sie beide Hände über dem Bauch gefaltet. Ihre Augen schließen sich wieder. Wir legen uns in die Kurven.

Kanäle, satt schimmernd wie Jade, ziehen unter uns vorbei, Kanäle, auf denen breite Schuten liegen. Das Wasser trägt eine grüne Algenschicht. Man könnte fast auf der Oberfläche schreiben.

Heufelder in langen, rechteckigen Mustern. Jetzt sind Hügel da draußen, keine sehr hohen. Pappeln. Leere Fußballfelder. Montereau – ein Junge wartet auf seinem Fahrrad neben dem Bahnhof. Kirchen mit Wetterfahnen. Kleine Bäche mit unter Bäumen festgemachten Ruderbooten. Sie beginnt nach einer Zigarette zu suchen. Ich sehe, daß der Verschluß ihrer Handtasche kaputt ist. Wir fahren jetzt parallel zu einer Straße, wir sind schneller

als die Autos. Sie scheinen zu zögern und treiben langsam davon. Die Sonne trifft mein Gesicht. Ich schlafe ein. Der schöne Stein der Feldbegrenzungen und Bauernhöfe geht ungesehen vorbei. Das Muster der Felder geht vorbei, einige hell wie Brot, andere meereshunkel. Jetzt wird der Zug langsamer und beginnt sich mit einem gemessenen, würdevollen Rattern zu bewegen, wie eine Kutsche. Ich schlage die Augen auf. In der Ferne sehe ich das Skelettgrau einer Kathedrale, die blaue Kontur von Sens. Im Bahnhof, wo wir ein paar Minuten halten, laufen Reisende über die aufgebrochene Oberfläche des *quai*, man hört den Kies unter ihren Füßen. Trotzdem ist es seltsam still. Geflüster und Husten, wie bei einer Pause im Theater. Ich höre das Reißen von Papier, jemand macht eine Zigarettenpackung auf. Das Mädchen ist nicht mehr da. Sie hat ihr Gepäck genommen und ist ausgestiegen. Sens liegt in einer langen Kurve, und der Zug neigt sich. Reisende blicken gleichmütig aus offenen Fenstern.

Die Hügel rücken näher und ziehen neben uns her, während wir uns langsam von der Stadt entfernen. Die Fenster der Häuser stehen offen, um die warme Morgenluft hereinzulassen. Heu ist in der Form von Kästen, runden Haufen, Brotlaiben gestapelt. Über uns zieht plötzlich die Fußgängerbrücke zu einer Kirche vorbei. In ihren Mauern gibt es breite Risse, in denen Vögel nisten können. Ich werde diese Dorfstraßen entlangwandern, ich werde diesen schimmernden Bächen folgen.

Rosa, Umbra, Ocker, Sienabraun - das sind die Farben dieser Städte. Es gibt lange, ansteigende Weiden, die von Baumreihen begrenzt werden. St. Julien du Sault - das Hotel scheint ganz leer zu sein. Heuhocken sind jetzt zu sehen, herumliegende Heubündel. Große Quadrate von Mais. Cezy - der Bahnhof wirkt wie die Kulisse eines Theaterstücks, das schließen mußte. Pyramiden, Mansarden, Barrikaden aus Heu. Obstgärten. Kinder

arbeiten in Gemüsegärten. JOIGNY steht in roten Lettern auf einem Schild.

Wir überqueren einen kleinen Fluß, die Yonne, als wir nach Laroche hineinfahren. Da gibt es ein Hotel, das Dach schwarz vor Alter. Blumen in den Kästen vor den Fenstern. Wir halten noch einmal. Hier steigt man um.

Neben verlassen wirkenden Gepäckkarren stehen wir schweigend herum. Ein Mann verkauft Sandwiches und Bier von einem Karren. Eine schwangere Frau geht vorbei und sieht mich kurz an, als sie auf meiner Höhe ist. Sonnengebräuntes Gesicht. Helle Augen. Ein heiterer Gesichtsausdruck. Mir kommt es so vor, als seien die Menschen, besonders die Frauen, wieder real geworden. Die eleganten Geschöpfe der Großstadt, der Boulevards, der Seebäder sind verschwunden. Ich erinnere mich kaum noch an sie. Dies hier ist eine andere Welt. Auf der anderen Seite der Gleise stehen Schuppen voller Fahrräder. Arbeiter in blauen Overalls sitzen in der Sonne auf Bänken, wartend.

Von hier an ist die Linie nicht mehr elektrifiziert. Der Zug ist langsamer. Wir passieren grüne Teiche, in die Bäume gestürzt sind. Bitter riechender Rauch treibt ab und zu in das Abteil, jener erstaunliche, ätzende Rauch, der sich in Stahl frißt und Bahnhöfe kohleschwarz färbt.

In einer Ecke sitzt ein stilles Mädchen, sie trägt einen Trenchcoat, sie hat glänzendes blondes Haar, und ihr Gesicht ist wie das eines Vogels, eines dieser harten kleinen Gesichter, deren Knochen sich unter der Haut abzeichnen. Ein leidenschaftliches Gesicht. Das Gesicht eines Mädchens, das vielleicht in die Stadt ziehen wird. Sie hat große, dunkel umrandete Augen. Ein breiter Mund, wachsbleiche Lippen. Um ihren Hals liegt eine Kette aus Talmidihamanten. Mir scheint, daß ich auf einmal alles klarer sehe. Die Details einer ganzen Welt öffnen sich mir.

Der Himmel ist jetzt fast ganz wolkenbedeckt. Das Licht hat sich verändert, auch die Farben. In der Ferne wirken die Bäume blau. Die Felder werden trocken. Ich sehe Tunnel aus Heu, Moscheen, Kuppeln. Jedes Haus hat seinen Gemüsegarten. Die Straßen sind leer - ein Motorrad, ein Lastwagen, sonst nichts. Gereist wird woanders. Vor einem Haus hängen zwei Käfige, damit die Kanarienvögel frische Luft bekommen. Wir fahren an Ziegeln aus Heu vorbei, an Heufässern. Die Lokomotive scheint mühsam zu arbeiten. Der Säuregeruch des Rauchs kommt und geht. Die langen schrillen Pfeifsignale, die sich in der Weite verlieren, erfüllen mich mit Freude.

Sie hat einen Karamelbonbon aus ihrer Handtasche genommen. Sie wickelt ihn aus, steckt ihn sich in den Mund, um auf keinen Fall reden zu müssen. Ihre Finger spielen mit dem Papier, sie rollen es langsam zusammen, immer fester. Ihre Augen sind blaßblau. Sie können direkt durch einen hindurchblicken. Ihre Nase ist lang, aber feminin. Ich würde gerne ihre Zähne sehen.

Sie berührt das Haar, erst unter einem Ohr, dann unter dem anderen. Ihr Ehering scheint emailliert zu sein. Ein violetter Regenschirm ist an ihrem Koffer festgeschnallt. Der Griff ist goldfarben, nicht viel dicker als ein Bleistift. Sie trägt keinen Nagellack. Sie sitzt jetzt unbeweglich da und sieht aus dem Fenster, ihr Mund zu einem vagen Ausdruck von Resignation verzogen. Das kleine Mädchen, das mir gegenüber sitzt, kann den Blick nicht von ihr wenden.

Ich sehe auch hinaus. Wir sind jetzt bald da. Schließlich erscheinen in der Ferne gegen den graustreifigen Himmel die Umrisse einer Stadt. Ein einzelner hoher schlanker Turm, auffallend wie ein Monument: Autun. Ich hole mein Gepäck herunter. Mich überkommt ein plötzlicher Anflug von Nervosität, als ich es durch den Gang trage. Der ganze

Gedanke, hierherzukommen, erscheint mir wie eine Phantasterei.

Nur zwei oder drei Leute steigen aus. Es ist noch nicht Mittag. An der Wand hängt eine große Uhr mit schwarzen Zeigern, von denen der eine jede halbe Minute ein wenig ruckt. Als ich losgehe, setzt sich der Zug in Bewegung. Irgendwie macht es mir Angst, daß er ohne mich weiterfährt. Der letzte Waggon rollt an mir vorbei. Er gibt den Blick auf leere Gleise frei, auf noch einen *quai*, auf dem sich keine Menschenseele befindet. Ja, ich kann es mir schon jetzt vorstellen: An gewissen Morgen, an gewissen Wintermorgen wird die Stadt dunstverhangen sein, und die Einzelheiten, die Gegenstände werden nur langsam aus dem Nebel heraustreten, während man auf sie zugeht. An den Nachmittagen wird die Sonne ihnen ihr kaltes, körperloses Licht aufdrücken. Ich gehe in das Bahnhofsgebäude hinein. Da ist ein Zeitungskiosk mit eisernen Läden. Er ist geschlossen. Eine große Waage. Fahrpläne an der Wand. Der Mann hinter der Scheibe des Fahrscheinschalters blickt nicht auf, als ich vorbeigehe.

Das Haus der Wheatlands liegt im alten Teil der Stadt, es wurde direkt an der römischen Stadtmauer errichtet. Zuerst geht man eine lange Allee entlang, dann stößt man auf den weiten Marktplatz. Eine Geschäftsstraße. Danach, nichts, Häuser, eine Stille wie auf Utrillo-Gemälden. Schließlich die Place du Terreau. Da ist ein Brunnen, ein dreiseitiger Kleeblattbrunnen, aus dem Tauben trinken, und darüber erhebt sich wie ein großes an Land gezogenes Schiff die Kathedrale. Man kann nur den oberen Teil des Turmes sehen, mit den Schmuckkrabben an den Fugen, dieser wunderbare Turm, der auf den Mittelpunkt der Erde und zugleich in die Leere da draußen weist. Die Straße führt um die Kathedrale herum. Viele der Fenster sind zerbrochen. Die Bleirahmen, wie Diamanten geformt, sind leer und schwarz. Dreißig Meter weiter tritt man in eine

schmale Sackgasse, ein *impasse*, wie man hier sagt, und da steht es.

Es ist ein großes Steinhaus, das Dach ist ein wenig eingesackt, die Simse sind abgenutzt. Ein riesiges Haus, die Fenster hoch wie Bäume, genauso wie ich es von den wenigen Tagen eines früheren Besuchs im Gedächtnis habe, als ich, auf dem Weg vom Bahnhof hierher, seltsam überzeugt war, in einer Stadt zu sein, die ich längst kannte. Die Straßen waren mir vertraut. Als wir damals das Tor erreichten, wußte ich bereits, daß ich wiederkommen würde, ein Gedanke, der mich den ganzen Rest des Sommers begleitete. Und jetzt bin ich hier, am Tor. Während ich es betrachte, sehe ich plötzlich zum ersten Mal die Buchstaben, die sich im schmiedeeisernen Laubwerk verbergen, eine Inschrift: VAINCRE OU MOURIR. Dem VAINCRE fehlt das C.

Autun, still wie ein Friedhof. Ziegeldächer, dunkel vom Moos. Das Amphitheater. Der große Platz in der Mitte der Stadt: der Champs de Mars. Jetzt, im Blau des Herbstes, taucht sie wieder auf, diese alte Stadt, im Provinzherbst, der einen im Mark berührt. Der Sommer ist vorbei. Der Garten welkt. Die Morgen werden kühl. Ich bin dreißig, ich bin vierunddreißig - die Jahre verdorren wie gefallene Blätter.

## 2

Diese blaue, träge Stadt. Ihre Katzen. Ihr bleicher Himmel. Der leere Morgenhimme, ausgelaugt und rein. Ihre tiefen, gefurchten Straßen. Ihre engen Höfe, der schwache faulige Geruch in ihnen, Apfelsinenschalen liegen in den Ecken. Die unregelmäßigen Bordsteine, deren Kanten abgetreten sind. Eine Stadt von Ärzten, alle mit großen Häusern. Cousson. Proby. Gilot. Sogar die Straßen tragen ihre Namen. Torgänge führen durch die römische Stadtmauer. Die Porte de Breuil, deren Stahlgeländer in den Stein stößt wie die Steigisen eines Alpinisten. Die Frauen kommen schwer atmend die Steigung herauf, man hört sie keuchen. Eine Stadt, in der es immer noch viele Fahrräder gibt. Am Morgen fließen sie leise an einem vorbei. In den Straßen liegt der Duft von frischem Brot.

Ich wache vor der Morgendämmerung auf, 05.45, die Glocken schlagen dreimal, weit weg und dann, einen Augenblick später, ganz in der Nähe. Die andächtigsten Momente meines Lebens habe ich nachts im Bett verbracht, während ich diesen Glocken zuhörte. Sie überfluten mich, ziehen mich aus mir selbst heraus. Ich weiß plötzlich, wo ich bin: ich bin Teil dieser Stadt und glücklich. Ich lehne mich aus dem Fenster und werde von der kühlen Luft gewaschen, Luft, die, so scheint es, noch niemand geatmet hat. Drei Jungen fahren auf Motorrädern vorbei, fast halten sie einander an Händen. Und dann beginnt das reine melancholische erste Blau des Morgens. Luft, in der man baden kann. Das elektrische Kreischen eines Zuges. Hohe Hacken auf dem Trottoir. Die ersten

Vögel. Ich kann nicht schlafen. Ich stelle mich in Läden an, niemand beachtet mich. Die Mädchen gehen hinter den Ladentischen hin und her, Mädchen mit weißen Gesichtern, mit Knöcheln, die weiß wie Seife sind, mit abgetragenen Schuhen, die an den Außenseiten nachgeben, ihre Kleider gucken unter dem weißen Kittel heraus. Sie haben kurze Fingernägel. Im Winter werden sich auf ihren Wangen rote Flecken ausbreiten.

»Monsieur?«

Sie warten darauf, daß ich etwas sage, und dann verschwindet natürlich alles. Sie wissen, daß ich Ausländer bin. Das macht mich ein wenig verlegen. Ich wünschte, ich könnte ohne die Spur eines Akzents sprechen - ich habe das Ohr dafür, ist mir versichert worden. Ich würde gerne alles verstehen, was im Radio gesagt wird, aber das ist unmöglich, ich möchte die Liedertexte verstehen. Ich wünschte, ich könnte ungesehen durch die Stadt gehen. Die kleine Glocke an der Innenseite der Ladentür klingelt, als ich hinaustrete, das ist alles.

Ich gehe zum Haus zurück, öffne das Tor und schließe es hinter mir wieder. Das Klicken ist ein angenehmes Geräusch. Der Kiesbelag, die Steine klein wie Erbsen, bewegt sich unter meinen Füßen, und ein leichter Staub steigt von ihm auf, das Parfüm der Stadt. Ich atme es ein. Ich lerne die Stadt allmählich kennen, die verschiedenen Viertel. Eine Geographie bevorzugter Straßen bildet sich in mir, während ich schlafe. Diese verwinkelte Stadt beginnt sich mir zu öffnen, Detail um Detail, Stein um Stein. Ich gehe am Flussufer entlang, zwischen zwei Brücken. Ich schlendere über den Friedhof, dessen weiße Steine wie Juwelen im letzten Licht schimmern. Es ist, als sähe ich mein Erbe, als schritte ich langsam durch Besitztümer, die eines Tages mir zufallen werden.

Dies sind Notizen zu Fotografien von Autun. Ich sollte sagen, sie waren anfangs Notizen und wurden dann zu

etwas anderem, zu einer Beschreibung dessen, was ich als Ereignisse in meinem Leben verstehe. Sie waren eigentlich nur für mich gedacht, aber ich verstecke sie nicht mehr. Die Zeiten sind vorbei.

Nichts, was hier steht, ist wahr. Ich habe Autun gesagt, aber es könnte genausogut Auxerre sein. Ich bin sicher, daß Sie das nach einer Weile verstehen werden. Ich schreibe nur solche Einzelheiten nieder, die in mich eintraten, Fragmente, die mir in Fleisch und Blut übergingen. Dies ist eine Geschichte von Dingen, die nie existiert haben, obwohl schon der kleinste Schatten eines Zweifels daran, die geringste Möglichkeit, alles in Dunkelheit stürzt. Ich hoffe nur, daß jeder, der dies liest, genauso resigniert ist wie ich. Es gibt schon genug Leidenschaft in der Welt. Alles bebt vor Leidenschaft. Nicht, daß ich glaubte, es sollte sie nicht geben, nein, nein, aber das hier ist nur ein schmaler spiegelnder Splitter, der auf irgendeine Weise immer wieder das Licht einfängt.

Cristina Wheatland - davor Cristina Cabaniss und geborene Cristina Poore - hat ein kühles Gesicht, ein wenig knochig, und große graue Augen. Ihr Vater war Botschafter. Sie führten ein glanzvolles Leben. Sie besuchte Schulen in Argentinien, Griechenland, auf den Philippinen, überall. Ich erinnere mich nicht genau, wie Billy sie traf, nur, daß sie dreiundzwanzig war und daß sie sich auf der Stelle ineinander verliebten. Sie ließ sich gerade scheiden. Er war der Mann, den sie gleich hätte heiraten sollen. Er wußte genau, wie man mit ihr umgehen mußte. Er ist der einzige Mann, der ihr das Gefühl gibt, eine wirkliche Frau zu sein.

»Nicht wahr, Liebling?« sagt sie.

»Aber genau, Bummy.«

Er nimmt Eiswürfel aus einem silbernen Kühler, er scheint sie sorgsam auszusuchen, und er redet, während er uns den Rücken zuwendet. Sie sitzt auf der anderen Seite des Zimmers, die Beine unter sich gezogen. Paris. Es ist drei

Uhr morgens. Ihre Tochter, die Bediensteten, das ganze Haus, alles schläft. Sie beugt sich vor, damit ich ihr die Zigarette anzünden kann, und läßt sich dann zurückfallen, sie scheint in den weichen Kissen zu schweben. Sie kann nicht mehr in Amerika leben, sagt sie. Das ist das einzige, was sie stört. Sie war vor kurzem da. Es ist einfach nichts für sie. Es fängt schon damit an, daß sie nicht Auto fahren kann. Billy gibt ihr den Drink. Sie gibt ihn zurück.

»Süßer«, sagt sie. »Ich wollte nur einen halben.«

Er geht noch einmal zur anderen Stirnseite des langen Raums. Ich sehe, daß er ein neues Glas nimmt. An seinen Bewegungen ist etwas geheimnisvoll Langsames, es ist fast so, als ginge er alles vorher in Gedanken durch.

Aber er bewegt sich mit der Grazie eines Traums. Billy Wheatland - er war an der Uni in der Eishockeymannschaft einer der besten Stürmer, die sie je hatten, heißt es immer, und ständig von Freunden umgeben. Man sah ihn nie allein. Er stand vor einem Spiegel, kämmte sich das schwarze, noch von der Dusche feuchte Haar. Wenn er lächelte, leuchtete eine heroische kleine Narbe auf seiner Lippe auf.

Er kommt mit dem zweiten Drink zu uns zurück und reicht ihn ihr wortlos.

»Ich liebe dich«, sagt sie.

Er setzt sich und schlägt die Beine übereinander. Er trägt teure Schuhe. Cristina fährt mit den Fingern die Innenseite ihrer einfachen Perlenkette entlang, herauf und wieder herunter.

An mich gewandt, sagt Billy: »Na ja, du weißt ja, es ist sehr ruhig da unten. Ich meine, es ist eine sehr kleine Stadt. Du bist da gewesen, aber ich glaube nicht, daß dir das wirklich klar ist.«

Sie reden darüber, wem sie schreiben können, um mich anzukündigen. Ich sitze da und höre zu und empfinde eine

leichte Aufregung, wie ein Kind, in dessen Gegenwart ein Jahr in einem Internat diskutiert wird.

»Das Wasser ist abgestellt«, sagt er. »Ich weiß nicht mal, wie man es anstellt. Wir haben da einen Verwalter, der das alles macht. Wir sind im Winter nie da gewesen.«

Aber ein Brief wird auch das regeln, oder er kann anrufen. Es ist alles vorbereitet. Ich kann runterfahren, wann immer ich möchte. Cristina beginnt sich mit ihm zu unterhalten. Ich höre kaum hin. Eine Vorstellung, von der ich nicht sprechen konnte, erfüllte mich mit ihrem Licht. Ich dachte an die zehntausend berühmten Fotografien, die Atget von einem Paris machte, das nun verschwunden ist, jene großen, stummen Bilder, überschwemmt vom Braun des Goldchlorid - an die dachte ich und an ihren Urheber, der jeden Tag vor der Morgendämmerung draußen gewesen war und nach und nach die Stadt an sich brachte, sie denen stahl, die in ihr lebten - hier einen Baum, da eine Ladenfront, einen unsterblichen Brunnen.

Ich sah die Ruhe, die Behutsamkeit vieler konzentrierter Stunden, in denen sich diese Stadt, meine Stadt, mir darbot, ihrem einzigen Fremden, Tag um Tag. Das Ganze war natürlich sehr impulsiv. Ich erzählte keiner Seele, was ich vorhatte, diese Ideen können sich so leicht in nichts auflösen. Ich ging nicht weiter, als mir den Moment vorzustellen, an dem ich die Aufnahmen zum ersten Mal jemandem vorlegte. Der Morgen in einer New Yorker Galerie. Die Abzüge werden einer nach dem anderen in die Hand genommen. Asche fällt weich auf den Tisch. Eine Hand wischt sie geistesabwesend beiseite. Gefallen sie Ihnen? Ich stehe da, noch umgeben von der Aura Europas. Sogar meine Kleidung stammt von dort. Ich warte auf die Antwort. Diese Bilder können Sie berühmt machen, sagt er schließlich. Mir schwindelt. Einen Augenblick lang erlaube ich mir, daran zu glauben.

»Wie viele Einwohner hat Autun?«

Billy weiß es nicht. Er wendet sich an sie.

»Es ist sehr klein«, sagt Cristina.

»Fünfzehntausend«, schätzt er.

»So klein kann es nicht sein«, sage ich. »Es müssen mehr sein.«

»Es ist klein«, warnt er. »Glaub mir.«

Geliebte Stadt. Ich sehe sie in jedem Wetter, das Sonnenlicht fällt in ihre Straßen wie Bruchstücke aus Porzellan, die stillen Abende, der Viadukt blau im Regen. Und als wir zurückkommen - das ist viel später - , sehen wir lange offene Abschnitte mit Feldern zu beiden Seiten, und wir fliegen eine Gasse aus Bäumen hinunter, die Stämme weiß gekalkt. Die Straßen von Frankreich. Restaurants und Friedhöfe. Schwarze Bäume und Regenschleier. Die Tachonadel zeigt auf einhundertvierzig. Die Achsen knacken wie Holz.

Das Grand Hotel Saint-Louis. Der kleine Innenhof mit seinen Tischen und Metallstühlen. Die Läden der inneren Zimmer sind gegen eine Wand dicken Efeus aufgestoßen. Eisengirlanden sind darin verschwunden, vergessene Balkone. Oben, ein Teil des Himmels von Autun, kalt, bewölkt. Es ist später Nachmittag - das Grün zittert, die kleinsten Triebe gehen auf und nieder, schwanken. Diese durchdringende Kälte Frankreichs spürt man hier, die Kälte, die alles berührt, die zu früh kommt. Drinnen, unter der *coupole*, werden die Tische für das Abendessen gedeckt. Die Lampen in den fabelhaften Glasvitrinen, in denen der Reichtum dieser alten Stadt dargeboten wird, brennen schon. Da gibt es Uhren in Lederfutteralen, Suppenterrinen, Seidentücher. Ich blicke weiter. Parfüm. Bücher über mittelalterliche Bildhauerei. Halsketten. Unterwäsche. Das Glas trägt dünne Messingbänder an den Rändern, wie bei einem Schiff, und es ist oben geschwungen - eine Kuppel aus farbigen Fragmenten,

Sechsecken, bunte Bienenkörbe. Und dahinter gleiten die Kellner in weißen Jacken hin und her.

Kleine, freudlose Stadt mit ihren Cafés und ihrem weiten Platz. Neue Wohnblocks entstehen am Stadtrand. In Straßen, die ich nie gesehen habe. Es gibt zwei Kinos, das Rex und das Vox. In den Brunnen fällt das Wasser. Alte Frauen führen ihre Hunde aus. Es ist Morgen. Ich lese *Die Illustrierte Geschichte Frankreichs*. Ein dichter Nebel hat den Garten in ein Weiß gekleidet, das alles verbirgt. Es ist absolut still. Ich bemerke das Verstreichen der Zeit kaum. Als ich das Haus verlasse, beginnt die Sonne gerade, sich durch den Nebel zu bohren. Der Turm der Kathedrale ist schwarz. Die Tauben grummeln. Um diese Zeit hat man immer das Bedürfnis, mit jemandem zu sprechen, ich kann dem nicht entkommen. Ich gehe unter der langen, mürrischen Flanke der Kathedrale entlang und beginne dann, in die Stadt hinunterzusteigen. Ich kenne alle Straßen. Place d'Hallencourt. Rue St. Pancrace, die Kurven hat wie eine Frau. Ich kenne die schönen Häuser. Und natürlich kenne ich inzwischen ein paar Leute. Das Ehepaar Job - sie ist, glaube ich, die dünnste Frau, die ich je gesehen habe. Die Kellnerin im Café Foy. Madame Picquet. Was das angeht - ich muß Wheatland nach ihr fragen.

# 3

Der Aufzug erhebt sich flüsternd zu einem prächtigen Apartment über der Avenue Foch. Die Zimmer sind voller Menschen, einige von ihnen in festlicher Abendkleidung. Die Beneduces haben ein kleines Diner gegeben. Alle anderen waren eingeladen, nach dem Essen vorbeizukommen. Zwei Kellner in weißen Jacken bieten Kaffee an. Ich stehe in der Nähe des Fensters. Unten, durch die dunklen und noch duftenden Bäume, treibt der Verkehr auf Scheinwerferlicht vorbei. Paris kommt mir jetzt erstaunlich vor, es ist mir fast ein wenig zuviel. Ich bin auf seltsame Weise treu, ich stelle fest, daß ich das dürftige Leben in der Provinz verteidige, als wäre es etwas Besonderes. Es ist nicht wie das Leben in Paris, sage ich, das genau so ist wie das Leben auf einem großen Passagierschiff. Ein Land entdeckt man in den kleinen Städten, in der Erfahrung der Alltäglichkeit.

»Da ist Anna Soren«, flüstert Billy.

Sie war einmal eine berühmte Schauspielerin, ich erkenne sie wieder. Die Ruine eines großen Stars. Schmale Lippen. Das Gesicht einer überzeugten Trinkerin. Sie schiebt sich ständig mit beiden Händen das Haar hoch und läßt es dann wieder fallen. Sie lacht, aber man hört keinen Laut. Es ist alles Schweigen - sie ist aus lauter Gestern gemacht. Er zeigt mir Evan Smith, dessen Frau eine Whitney ist. Es sind Mädchen da, die in den Modehäusern arbeiten, in Verlagen. Man trifft hier eine gewisse Art von Leuten, Leute mit Geld und Geschmack.

»Aber sicher.«

»Da ist Bernard Pajot.«

Pajot ist Schriftsteller, klein, das Gesicht einer Putte mit Schnurrbart, enorm dick. Sein Lebensstil ist berühmt. Er steht erst abends auf, er schläft den ganzen Tag. Er ernährt sich von Kartoffeln und Kaviar, und von sehr viel Wodka. Er sieht nicht nur so aus, sagt man, er *ist* Balzac.

»Schreibt er wie Balzac?«

»Es ist schon anstrengend genug, so auszusehen«, gesteht Beneduce zu.

Ich höre Bernard Pajot reden. Seine Stimme ist tief und auf angenehme Weise heiser. Er raucht eine dünne schwarze Zigarre.

»Gestern abend habe ich mit Tolstoi gegessen ...«, sagt er. Hinter ihm liegen Stapel schöner Bücher auf Glasregalen. Sie werden von unten angestrahlt wie eine historische Fassade.

»... wir haben über Dinge geredet, die es nicht mehr gibt.« Beneduce ist Journalist, Bürochef einer Zeitung. Glattes dunkelblondes Haar, das er ein wenig zu lang trägt, blaue Augen, ein untrügliches Wissen. Er besitzt die ruhige Respektlosigkeit, die man sich nur aneignet, wenn man die Größen unserer Zeit aus der Nähe beobachtet. Und er kennt jeden. Der Raum ist von einem erstaunlichen Sprachgewirr erfüllt. Leute aus der Schweiz sind da, Leute aus Mexiko. Seine Frau ist ein Luchs. Sie sitzt auf der anderen Seite, aber selbst über die Breite des Raumes hinweg setzt sich ihre Selbstsicherheit, ihr langsames Lächeln durch. Sie ist mit Cristina befreundet, ich kenne sie von Nachmittagen auf dem Boulevard. Ich sehe, wie sie ein Café verläßt. Sie trägt am liebsten Twin Sets aus weicher Wolle, ihre Brüste bewegen sich unter dem Stoff, aber ich glaube nicht, daß sie andere Männer trifft. Ihr Mann ist zu gefährlich. Er könnte die anderen zerstören. Er weiß genau, wie man so was macht.

Sie unterhält sich mit Billy. Er ist sehr elegant, sehr schlank. Sein Haar, sehe ich, wird an den Seiten grau. Alles andere ist zu Gold geworden, das keusche Gold der Manschettenknöpfe, ein goldenes feinmaschiges Uhrenarmband, ein goldenes Cartierfeuerzeug. Ich weiß nicht, worüber sie reden, über nichts, ich bin sicher, daß sie über nichts reden, weil ich selber tausend Gespräche mit ihm gehabt habe, aber sie bleibt dort, er hat ihre Aufmerksamkeit, Billy, dem Cristina in jenen frühen Tagen manchmal zuflüsterte, sie wolle die Party verlassen, um ein wenig Bum-bum zu machen. Er hat diese weißliche Narbe auf der Unterlippe. Das Auge wandert unweigerlich dahin. Er gibt ihr Feuer. Sie neigt den Kopf ein wenig. Dann richtet sie ihn wieder auf. Sie reden weiter. Mir fällt auf, daß sie nie wirklich still ist. Sie scheint sich unter dem Blick eines Mannes immer leicht, fast unmerklich zu räkeln.

Ich schlendere fort, in ruhigere Bereiche der Wohnung, die sehr groß ist. Hier hallt nichts mehr von den Decken wider, die Stimmen verlieren sich. Es ist, als beträte ich einen älteren, konventionelleren Haushalt. Das Esszimmer ist dunkel und leer. Der Tisch ist noch so, wie er war, nicht abgeräumt. Das Tischtuch liegt noch darauf, die Stühle stehen durcheinandergerückt da. Glasteller tragen noch einen Rest Brie und Birnenhälften, die schon braun werden. Vor den Fenstern gibt es eine Zone von hohen Zimmerpflanzen, ein Wintergarten, durch den der Lärm der Straße nicht dringt und in dem sich bei Tag das Licht bricht. Es ist ein Zimmer, in dem ich mir die Stille eines entspannten Morgens vorstellen kann, das leise Umblättern der Seiten des *Figaro*, den Maria Beneduce durchsieht, der Seiten des *Herald Tribune*. Sie trägt eine kurze geblümte Morgenjacke. Sie trinkt schwarzen Kaffee, den sie mit einem winzigen Löffel umrührt. Ihr Gesicht ist natürlich und ungeschminkt. Ihre Beine sind bloß. Sie ist wie eine

Schauspielerin hinter der Bühne. Ich liebe diesen Moment der Gewöhnlichkeit, diese Pause zwischen den glanzvollen Auftritten ihres Lebens.

Plötzlich ist jemand hinter mir.

»Hab ich dich erschreckt?« sagt Cristina lächelnd.

»Was? Nein.«

»Du hast aber einen ganz schönen Satz gemacht«, sagt sie.

»Komm mal mit, ich möchte dich mit jemandem bekanntmachen.«

Eine Freundin aus Bristol in Tennessee, erklärt sie, während sie mich zurückführt. Nein, ich werde sie mögen, sie ist sehr witzig. Sie ist mit einem schwerreichen Franzosen verheiratet. Sie stellt Blumen in die Bidets. Ihn macht das wütend. Ich habe schon jetzt keine Lust mehr, sie zu treffen.

Es kommen immer noch neue Leute, obwohl es schon so spät ist, sie kommen von anderen Diners, aus dem Theater. Beneduce führt ein sehr gutaussehendes Trio herein, einen Mann und zwei unglaublich schöne Frauen in Wildlederstiefeln und betont eng gegürteten Jacken. Mutter und Tochter, sagt Cristina zu mir. Er heiratet sie beide, erklärt sie. An der Bar verfolgt Anna Soren die Unterhaltung um sie herum mit einem unsicheren, durchsichtigen Lächeln. Sie scheint nicht immer genau zu wissen, wer gerade redet. Sie sieht die falsche Person an. Ihre geklebten Wimpern lösen sich ab.

»Weißt du was?« sagt Cristina. »Du bist der einzige von Billys Freunden, den ich wirklich mag.«

Sie freut mich, aber sie verstört mich auch, diese Bemerkung. Ich weiß nicht genau, was sie meint, ich habe nur das Gefühl, daß es fatale Konsequenzen haben wird. Ich habe keine Lust zu antworten, ich will nicht einmal den Anschein wecken, daß ich sie verstanden habe.

»Das sind alles Analphabeten«, sagt sie zu mir.

Eine Frau kommt durch die Menge auf uns zu.

»Isabel!« ruft Cristina aus. Isabel ist ihre Freundin.

Man kann sie nur bewundernd beschreiben. Isabel ist vierzig, und sie trägt ein schönes schwarzes Chanelkostüm mit silbernen Knöpfen und dazu eine weiße Bluse mit Rüschen. An ihrem Finger ist ein Ring mit einem großen Diamanten, einem vollkommen runden Stein, der jeden Lichtsplitter auffängt, und ihr Lächeln ist so blendend wie ihre Aufmachung. Sie hat einen jungen Mann bei sich, den sie vorstellt. »Phillip ...« Ihre Hand flattert hoffnungslos in der Luft, sie hat seinen Nachnamen vergessen.

»... Dean«, murmelt er.

»Mein Gedächtnis, wirklich schlimm«, sagt sie gedehnt. »Jemand sagt mir seinen Namen, und schon hab ich ihn wieder vergessen.«

Sie lacht hoch und laut, ein Lachen vom Lande.

»Jetzt nehmen Sie sich das nicht zu Herzen«, sagt sie zu ihm. »Sie sind das Bestaussehende, was die Party hier zu bieten hat, aber ich würde den Namen des Präsidenten vergessen, wenn ich ihn nicht schon wüßte.«

Sie lacht und lacht. Phillip Dean sagt nichts. Ich beneide ihn um dieses Schweigen, das für ihn irgendwie nicht abträglich zu sein scheint, das auf seltsame Weise sogar schön ist, wie eine Loyalität, die wir nicht teilen.

»Er kommt gerade aus Spanien«, sagt sie. »Stimmt doch, oder?«

»Spanien!« sagt Cristina.

Sein Gesicht scheint es zu beweisen. Er ist noch ein wenig braungebrannt, eine Reise im offenen Wagen.

»Ich liebe Spanien«, sagt Cristina.

»Sind Sie schon mal dagewesen?«

»Oh«, sagt sie. »Oft.«

»Barcelona?«

»Ich liebe Barcelona.«

»Und Madrid ...«